

Ingo Uhlig

FALLWEGE

Vernissage-Text zu Anke Becker: „keine fragen, ohne antworten“

Literaturhaus Halle, 4. Mai 2018

Ein etwas kühles, aber nur ein paar Wochen zurückliegendes Bild zu Beginn: Es gibt einen bestimmten optischen oder visuellen Effekt, den uns am besten ein langsamer, nicht allzu dichter Schneefall bieten kann: Aus der Masse der fallenden Flocken kann ich für eine Zeit lang eine einzelne Flocke isolieren, ihren Fallweg verfolgen, bis sie sich wieder in den Kolonnen der anderen Flocken oder am Boden verliert. Das Auge springt dann gerne und sucht die Bahn einer anderen Flocke. Der ganze Vorgang ist schnell und langsam zugleich: Der Blick löst gerne einen Partikel aus der Menge; das einzelne Element ist bewusst, der Rest verbleibt als Masse kleiner Perzeptionen. Meereswellen bieten zuweilen einen ähnlichen Eindruck wie ein solcher Schneefall: Der eine Wellenkamm, auf den ich ein Auge werfe bis ihn ein anderer ablöst, beide sind für einen Moment singulär und herausgehoben aus den Wassermassen und Ereignissen der bewegten See.

Anke Beckers Arbeiten spielen häufig mit den Fallwegen von Worten und Worteindrücken. Diese gewinnen ihren großen poetischen Reiz dadurch, dass sie aus den Kolonnen einer Unzahl gesagter oder geschriebener Wörter isoliert werden, vor dieser Masse sichtbar geblieben und zum Stehen gekommen sind.

Da gibt es eine Zeitung, eleganter lachs- oder roséfarbener Seitengrund, das Format einer Seite etwa 57x40 Zentimeter, etliche tausend Zeichen pro Seite, vielleicht – und knapp geschätzt – 200.000 Zeichen oder Buchstaben pro Einzelexemplar. Die Printausgabe der Financial Times hatte 2015 eine Auflagenhöhe von 200.000. Das ergibt, auch wenn die meisten Zahlen dieses Rechenspiels ziemlich aus dem Ärmel geschüttelt sind, eine Ausschüttung, eine Emission von etwa 200.000x200.000 Zeichen täglich, das ist eine 4 mit zehn Nullen, das wären dann 400 Milliarden Zeichen und immer noch Milliarden von einzelnen Wörtern. Die Zeitung erscheint nur an Börsentagen, also an fünf Tagen in der

Woche, es sei denn, es ist ein Feiertag. Der Wortregen oder -schnee der Financial Times fällt also nicht durch den Raum, sondern mit beinahe täglicher Frequenz durch unsere Wochen hindurch und damit durch die Zeit.

Eine andere Arbeit von Anke Becker: Wenn Sie schon im ersten Obergeschoss des Literaturhauses waren, bemerken Sie dort die Zeitungsränder, deren Inneres fehlt. So, wie sie Anke Becker angebracht hat, nämlich hängend und ihrem Leichtgewicht auf fragile Weise nachgebend, entsteht hier ein ausgeleerter Wort-Raum und eine Kontur, wie sie auch Schüttränder oder Ausgussformen haben, die an Kannenrändern zu sehen sind. Auch die Leere dieser ausgehöhlten Ränder und ihre Form erscheint als Hinterlassenschaft der Wort- und Buchstabenkolonnen, die sie einmal umgrenzten und die uns bereits passiert haben. Man ist schnell bei barocken Dimensionen, einem gewaltigen Sprachschatz und einer rasenden, fast irrwitzigen Kombinatorik unseres Zeichen- und Alphabet-Gebrauchs, wenn man anfängt, die Sprache oder die Schrift zu zerlegen. Dafür reichen schon bereits erschienene Tageszeitungen. Noch verrückter, weil noch weniger überschaubar wird es, wenn man das tatsächlich Gesagte oder Veröffentlichte als getroffene Auswahl begreift und auf die potentielle Menge all dessen bezieht, was noch hätte gesagt werden können. Es kommen hier schnell die Linguisten ins Spiel oder diejenigen, die darauf hinweisen, dass jede Aussage, jeder Sprachpartikel einer Gesetzmäßigkeit, einer Diskursordnung folgt. Sprechen, auch Schreiben, ist immer verknappen, wegstreichen, subtrahieren: Ich oder vielmehr wir müssen Wörter auswählen, einen Satz bauen, eine gewisse Zielstrebigkeit bewahren, um auf den Punkt zu kommen; man muss versuchen, dem Herr zu werden, was sonst noch gemeint werden könnte, dem Unsinn, dem schlecht Verstehbaren oder auch dem Falschen. Es gibt zum Beispiel Wörter, die unterhalten eine anarchische Liaison mit jener Menge an unscharfen Bedeutungen, die noch mit gesagt werden könnten. Sie fangen zumeist mit ‚Ding‘ an: ‚Dingsda‘, ‚Dingens‘, ‚Dingenskirchen‘. Im Englischen gibt es das possierliche ‚gizmo‘. Auch Floskeln wie ‚ich sag mal so‘, ‚eigentlich‘, ‚irgendwie‘ oder ‚sozusagen‘ übernehmen eine solche Funktion. Das sind Variablen, Platzhalter oder Joker: Ich setze ein X an die Stelle eines konkreten Werts und baue damit eine fluide, dehnbare und offene Form. Das hilft oft weiter, hat aber halt den Nachteil, dass es immer im Hintergrund und unter meinen eigenen Füßen ein wenig rauscht.

Sprache ist also beides zugleich: Potentiell sind die Worte in Fülle vorhanden, aber aktuell, sobald ich nach einer brauchbaren und informativen Ausdrucksweise suche, sind sie teils dramatisch knapp. Die Sprache hat auf der einen Seite die Neigung zu wuchern, dazu ihre Energien verschwenderisch fließen zu lassen bis ein regelrechter Zeichenwust entstanden ist. Auf der anderen Seite steht die Seltenheit der einen triftigen Formulierung.

Auf dieser Schwelle zwischen Rohmaterial und fertiger Form findet die Kunst von Anke Becker ihren Platz und ihr Metier. Die Arbeiten sind barock und minimalistisch zugleich. Ihr Spielfeld ist das Serielle, die Kolonne, die zahllose Wiederholung; in diesem Raum aber geht es ihr um den Partikel, das Kleine oder Singuläre: die auf das Äußerste verknappte poetische Form.

Zwischen beidem stehen Medien und ein unverhohlen harter Eingriff. Es ließe sich hier nochmals auf den Spracharchäologen Michel Foucault anspielen: Alles Gesagte wäre ihm nach nicht zufällig und ließe sich auch nur schlecht mit dem Hinweis auf die Intentionen von Sprechern oder Autorinnen erklären. Das Gesagte ist das Ergebnis äußerer Ordnungen, Praktiken, Medien und Mächte, deshalb zeigt es bestimmte Häufungen, statistische Verteilungen, Wahrscheinlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten. Bei Anke Beckers Arbeiten handelt es sich – um hier vielleicht eine Bezeichnung anzubieten – weniger um Schrift- als um Redaktions-Kunst. Keine neue Autorin, eine neue Redakteurin ist aufgetreten und in der Stadt erschienen. Dabei entstehen neue Texte und an diesen Texten bleiben all jene außen stehenden Medien, die eine Auswahl in der Sprache getroffen haben, sichtbar. Hierzu zählen eine ganze Reihe nicht unbedingt zimperlicher Verfahren: Die Schwärzungen, die natürlich an Zensur erinnern, also jene historisch variantenreiche und einschüchternde Praxis der Sprachverknappung; hierfür stehen die harten Rahmungen, die Formatierung von Text, der Zuschnitt des Papiers. Es zeigt sich ein ganzes Geflecht von Arbeitsgängen, Praxen, Skalierungen. Ein großer Aufwand an Ordnungsverfahren und Ordnungspraktiken. Anders aber, als bei einer herkömmlichen Zeitung bleiben diese Entscheidungen sichtbar, ich sehe, dass jedes Wort das Ergebnis einer Auswahl aus einer Vielzahl ist.

Anke Becker eignet sich massenweise fremde Texte an, Texte von anderer Hand. Wie gesagt, sie sind ihr Spielfeld, aber sie legt eine neue Linie durch diesen Raum, eine andere Botschaft entsteht, die Dinge nehmen einen anderen Ausgang, werden Kunst. Wäre ich eine Zeitung, etwa die Financial Times, ich würde wohl gerne so recycelt werden wollen.

Kleiner Exkurs und Schwenk zum Schluss, er führt in die ökonomische Sphäre, die mit der gesamten Zeichenlogik von Überangebot und Knappheit, Inflation und Deflation, Entwertung und Aufwertung ohnehin schon angesprochen war und die natürlich auch in den Arbeiten über die Financial Times und über das Marx'sche Kapital explizit wird. Dieser Schwenk führt zu einem der jüngsten Filme von Jean-Luc Godard, zu „Film Socialisme“ von 2011. Auch dies ein Kunstwerk, das eine neue Linie durch Altbekanntes legt. Der Film spielt auf einem Kreuzfahrtschiff, die Reise führt übers Mittelmeer, wobei die Fülle der europäischen Kulturen und Zeichensysteme gekreuzt wird. Einer von Godards maritimen Protagonisten kommt irgendwann auf den Gedanken, dass Kulturen sich ja Zeichen aneignen: Die Null, so heißt es etwa, stammt von den Arabern, die Minuszahlen von den Indern... Godard spinnt diesen Gedanken dann in einem Interview mit einer anderen britischen Tageszeitung, dem Guardian weiter: Er fragt, ob nicht die Finanzmisere der Griechen, die seinerzeit noch die Abendnachrichten bestimmte, rasch beendet werden könne, wenn wir für die Errungenschaften der griechischen Logik Tantiemen zahlen müssten. Folgendes Zitat: „Die Griechen haben uns die Logik gegeben. Dafür stehen wir in ihrer Schuld. Es war Aristoteles, der das große ‚Also‘ aufbrachte. Wenn wir jedesmal zehn Euro an Griechenland zahlen müssen, wenn wir das Wort ‚also‘ verwenden, ist die Krise in einem Tag vorbei – und die Griechen müssen den Parthenon nicht an die Deutschen verkaufen! Wir haben die Technik, um alle ‚alsos‘ mit Google zu finden. Wir können den Leuten die Rechnung aufs iPhone schicken“.¹

Godard also mit einer provozierenden Idee, unseren Zeichengebrauch karitativ zu nutzen. Aber der Witz geht natürlich in die ganz andere Richtung: Es geht ihm nicht um den Aufbau, sondern den Abbau absurder Kapitalisierungen. Und so geht es auch in „Film Socialisme“ – und ich glaube auch in den Arbeiten von Anke Becker – darum, Bilder und Wörter aus kapitalisierten Medien wieder herauszufischen und zu entwenden. Was ist schon ein Finanzblatt gegen ein Gedicht?

Und hier wäre nochmals weiterzugehen und der Spieß umzudrehen. Das heißt man müsste gerade die Gemeinschaftlichkeit und Allgemeinheit der Sprache gegen die Exklusivität des Kapitals richten. Bei Karl Marx, der – Ehre, wem Ehre gebührt – morgen, am 5.5. seinen 200. Geburtstag feiert, findet sich der ebenso rasante wie einfache Gedanke, in dem (es ist kaum

¹ Zitiert nach: <https://diepresse.com/home/kultur/film/filmkritik/678152/Godard-hat-also-die-Loesung-fuer-Griechenland>

zu glauben) sogar ein ‚also‘ auftaucht: Der Gedanke lautet: „Das Kapital ist also keine persönliche, es ist eine gesellschaftliche Macht.“²

² Marx/Engels, Manifest der kommunistischen Partei, Stuttgart (Reclam) 1989, S. 35.